

Zeitschrift: Das Schweizerische Rote Kreuz
Herausgeber: Schweizerisches Rotes Kreuz
Band: 69 (1960)
Heft: 5-6

Artikel: Die Naturkatastrophe in Chile : aus Augenzeugenberichten
Autor: Pahlen, Kurt / Manz-Schmidhauser, Doris
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-974577>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 19.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

DIE NATURKATASTROPHE IN CHILE

Aus Augenzeugenberichten

«Der Freie Rätier» in Chur publizierte am 8. Juni unter dem Titel «Tage des Grauens in Chile» einen Bericht von Prof. Dr. Kurt Pahlen, Montevideo, den wir nachfolgend ungestrichen wiedergeben.

Eine Woche lang hat die Natur den Süden Chiles in unbarmherziger Weise verwüstet. Was am ersten Tag ein schweres Erdbeben mit ungefähr 200 Todesopfern, aber auf einen kleinen Bezirk rund um die Stadt Concepción beschränkt schien, ist nun zur *grauenhaften Katastrophe* geworden, deren Wirkungsbereich eine Fläche von der Grösse Mitteleuropas darstellt. Zum Erdbeben ist ein Meerbeben getreten, und am vierten Tage brachen alle Vulkane des Landes aus, ja Berge, die bis dahin in friedlicher Schönheit dalagen, verwandelten sich in feuerspeiende Ungetüme. Als das Zerstörungswerk der Natur getan war, — sechs lange Tage und sieben noch längere Nächte verbrachten die überlebenden Bewohner in einem Zustand, der an Wahnsinn grenzt — begann der *Hunger* und die eisige *Winterkälte* der Region weitere Opfer zu fordern.

Chiles Süden ist eine der malerischsten Landschaften der Erde. Die langgestreckte, felsige, zerklüftete Küste erinnert an Norwegen, manche stille Seelandschaft mit schneemumkränzten Vulkanen am blauen Wasser, an Japan. Das Klima ist nordeuropäisch, und im gegenwärtigen Augenblick hat bereits der Winter seinen Einzug gehalten, ein skandinavischer Winter mit eisigen Polarstürmen, Schnee, Eis, kurzen, fast sonnenlosen Tagen und endlosen Nächten. Der erste Erdstoss riss einen grossen Teil der Stadt Concepción nieder, eines der arbeitsamsten und fortschrittlichsten Zentren Lateinamerikas, das vor allem seiner ausgezeichneten Universität wegen bekannt ist. Die Stärke dieses Bebens in der internationalen Skala war Stärke neun, was dem Laien nicht viel sagt: Aber erklären wir sofort, dass ein Erdbeben von der Stärke neun es war, das vor einem halben Jahrhundert San Francisco in Trümmer legte. Wenige Stunden später bebt die Erde aufs neue. Einige etwas schwächere Stösse — genau gesagt: Stärke acht — vollendeten die Zerstörung Concepcións und machten eine Reihe anderer Ortschaften und kleiner Städte dem Erdboden gleich. Aber wieder vergingen nur wenige Stunden, dann erfolgte eine neuerliche Katastrophe, die auf einem viel breiteren Gebiet wirkte: Wieder waren es Stösse der Stärke neun, und sie vernichteten Leben und Besitz. Fast im gleichen Augenblick begann das Meer zu steigen, der Pazifische Ozean, der jahrhundertelang friedlich an Chiles Küste gebrandet war. Auf seinem Grunde müssen grauenhafte Erschütterungen vor

sich gegangen sein; denn die haushohen Wellen rissen nicht nur alle Häfen und Städte Südchiles nieder, sondern säten Tod und Verderben in Hawaï und in Japan. Valdivia und Puerto Montt, um nur die beiden bekanntesten Städte an Chiles Küste jener Region zu nennen, wahre Mustersiedlungen, die übrigens ihr Blühen und Gedeihen in erster Linie deutschem Gewerbefleiss verdanken, verwandelten sich in wenigen, aber unbeschreiblichen Stunden in Trümmerhaufen. Schiffe wurden kilometerweit die Berge hinaufgeworfen, Hafendämme niedergeissen, als wären sie aus Papier; keines der Hunderte von Häusern, die auf Meereshöhe lagen, entging der Zerstörung.

Ein Toben erfüllte die Luft, als wäre der jüngste Tag gekommen. Alle Verbindungen rissen sofort ab, die Panik war unbeschreiblich. Niemand ahnte, was in der Umgebung vorging. Als nach zweitägigem Toben die Wasser sich ein wenig beruhigten, wurde ein neuer Teil der Katastrophe sichtbar: Zahlreiche Inseln, die rund um Chile der Küste vorgelagert waren, hatte das Meer restlos verschlungen, keine Spur mehr von ihnen und dem, was auf ihnen lebte, war vorhanden. Hingegen waren hier und da neue Inseln aus dem Ozean aufgetaucht, fremd und gespenstisch.

Noch war das Bild des Grauens nicht vollständig. Alle Vulkane begannen ihr entsetzliches Werk. Feuersäulen stiegen überall zum Himmel auf, Rauchpilze, als seien zehn Atombomben gleichzeitig explodiert. Nichts Lebendes verblieb im Umkreis vieler Kilometer, immer noch rollt der Lavastrom durch ein noch vor wenigen Tagen blühendes Land mit freundlichen Häusern in süddeutschem oder schweizerischem Stil; an tausend Stellen brach der Boden auf und verschlang ganze Dörfer und kleine Städte, die vielleicht monate- oder jahrelang nicht mehr werden ausgegraben werden können.

Aus allen Teilen des Kontinents trifft *Hilfe* ein, aber es wird ein Jahrzehnt dauern, bis die schlimmsten Spuren verwischt sein werden. Niemand mehr kann die Zehntausend oder mehr zum Leben erwecken. Es ist zu befürchten, dass zahlreiche Augenzeugen, die dem Tod entrinnen konnten, für den Rest ihres Lebens schwere körperliche oder seelische Schäden leiden werden. Es war eine Art Generalprobe des Weltuntergangs. So mag es in Sodom und Gomorrha gewesen sein, so beim

Untergang der Atlantis, und nicht anders dürfte die geheimnisvolle Ruinenstadt Tiahua nacu auf dem bolivianischen Andenhochland umgekommen sein, und wer weiss, wieviel blühendes Leben auf gleiche Art vernichtet wurde, seit es Menschen und Kulturen auf unserem Planeten gegeben hat. Chile,

das sich eben erst aus schwerer Krise zu erholen begann, hat einen *fürchterlichen Schlag* erlitten. Die merkwürdigste, wenn auch geringste Folge wird sein, dass es alle seine Landkarten wird ändern müssen, der topographischen Veränderungen wegen, die Katastrophe verschuldet.

Die nachfolgenden Schilderungen sind einem vom 31. Mai datierten Schreiben der in der südchilenischen Stadt Los Angeles lebenden Schweizerin Doris Manz-Schmidhauser entnommen, das ihre Verwandten der Schweizer Presse zur Verfügung gestellt haben.

Schon seit zehn Tagen bebt hier die Erde. Immer wieder schrickt man zusammen und sucht das Weite. Manchmal sind die Stösse kurz, manchmal aber heftig und anhaltend — erst gestern war Los Angeles von neuem das Epizentrum —, aber nie weiss man, was daraus noch werden wird. Von richtigem Schlaf ist seit zehn Tagen keine Rede mehr.

Schon hoffte man, dass die Erdstösse abnehmen würden, als am Sonnagnachmittag ein neues heftiges Beben einsetzte. Niemand dachte, dass es noch einmal so schlimm werden könnte wie am Vortag. Aber es kam noch schlimmer. Während fünfzehn endlosen Minuten tobte die Erde in ihrem aufs höchste gesteigerten Groll. Es war grauenerregend.

Es ist schwer, das persönlich Erlebte in Worten wiederzugeben. Dämmerung — Menschen hasten leise durch die Straßen — vorsichtig umgehen sie halbgestürzte Häuser — niemand spricht — kein Tick-tack von hohen Absätzen ist zu hören. Autos sausen durch die Stadt, beladen mit Betten, um vor Einbruch der Nacht das offene Land zu erreichen. Bei den Tankstellen herrscht grosser Andrang, Benzin wird nur noch in Rationen abgegeben. Plötzlich spürt man ein Zittern. Alles rennt dorthin, wo man sich am sichersten fühlt, vor allem nach der Plaza. Das Zittern steigert sich — ein Stöhnen und Aechzen geht durch die Mauern — ein Trüppchen Leute steht da, Gesichter und Augen starr vor Grauen, die Hände auf die Brust gedrückt. Drüben eine andere Gruppe, die verzweifelt, aber nicht hysterisch, sich selbst anklagt: «Señor — per mi culpa — per mi culpa!» Frauen, die Kinder an die Brust gedrückt, beten auf den Knien mit zitternder Stimme das Ave

Maria; von ferne hört man eine tiefe Männerstimme das «Credo» beten: «Yo creo en Dios Todopoderoso» (ich glaube an Gott den allmächtigen Vater). Nichts von Verzweiflung liegt in der Stimme, Glaube und ein Sich-Ergeben, die ausdrücken: *Dein Wille geschehe, nicht der meine!* Andere Männerstimmen fallen ein, immer mehr, und vermischen sich zu einer einzigen ergreifenden Woge. Dann aber wird sie übertönt von niederstürzenden Mauern!

Allmählich wird das Beben sanfter, um schliesslich zu verebben. Sekundenlang herrscht Totenstille. Dann hört man angstvolle Rufe. Mütter suchen verzweifelt ihre Kinder, Männer ihre Frauen. Stöhnen der Verwundeten — Schluchzen der Einsamen. Die starken Scheinwerfer der Feuerwehr leuchten auf, die Sirenen der Ambulanzzen zerrn an den Nerven.

Die Tragik der Lage lässt sich nicht beschreiben. Wasser gibt es nicht mehr. Viele Krankenhäuser sind eingestürzt, die Kranken mussten provisorisch untergebracht werden, wo es möglich war. Bei dem Wassermangel gibt es für sie nicht einmal einen Schluck warmen Tee. Auch mit Trockenmilch lässt sich ohne Wasser nichts anfangen. Was gibt man Kindern und Babies? In Valdivia, das total zertrümmert wurde, kann man nicht einmal Wasser aus dem Fluss nehmen, da es mit Salzwasser vermischt ist. Mineralwasser, das noch gefunden wurde, wird löffelweise verteilt. Ueberall ist die Not gross. Lebensmittelhäuser und Mühlen sind eingestürzt, und zu allem hat der Himmel seine Schleusen geöffnet und alles erbarmungslos durchnässt ...

In der Morgenausgabe der «Neuen Zürcher Zeitung» vom 13. Juni, am Tage unseres Redaktionsschlusses, erschien der folgende Rückblick auf die Erdbebenkatastrophe, ein Bericht der UPI aus Santiago de Chile vom 11. Juni 1960.

An einem normalen Morgen beginnt sich das Leben in Chile um sechs Uhr erst langsam zu regen. Wenige Leute sind zu dieser frühen Stunde schon auf. Wer am 21. Mai zu den Frühauftgehern gehörte, konnte sich glücklich schätzen, denn ge-

nau um 6 Uhr 05 wurde das freundliche Land an der Westküste Südamerikas von einer *Katastrophe mit biblischen Ausmassen* heimgesucht. Tausende wurden während ihres zehntägigen Wütens getötet oder verletzt. Unaussprechliche Schrecknisse hatten

die anderthalb Millionen Menschen auszustehen, die in den direkt betroffenen Gebieten wohnten. Noch bevor die Katastrophe zum Stillstand kam, wurden die Ueberlebenden von neuen Erdbeben, von Sturzfluten, Ueberschwemmungen, Vulkanausbrüchen, von Krankheit und Hunger gepeinigt. Ganze Städte stürzten in sich zusammen, Inseln verschwanden, neue Vulkane wurden geboren, und tödliche seismische Wellen rasten 16 000 Kilometer weit über den Pazifischen Ozean.

Reine Zusammenstellungen über die Zahl der Todesopfer und den materiellen Schaden — so schrecklich sie anzuhören sind — können keinen wirklichen Begriff vom Ausmass der Katastrophe geben. Der *totale Schaden* wird auf *drei Milliarden Schweizer Franken* geschätzt. *Sechstausend bis zehntausend Menschen sind umgekommen* oder werden vermisst. 450 000 Chilenen haben ihre Heimstätten verloren, die Häuser von weiteren 150 000 Personen sind schwer beschädigt.

Das *erste Beben* ereignete sich 500 Kilometer südlich der Hauptstadt Santiago de Chile. Es dauerte nur 35 Sekunden. In *Concepción*, der drittgrössten Stadt und dem grössten Industriezentrum des Landes, flüchteten sich die Arbeiter ins Freie, und viele konnten damit ihr Leben retten. Fast ein Drittel aller Gebäude in *Concepción* stürzte bei den ersten Erdstössen ein, und 138 Personen, die sich nicht rechtzeitig vor den wankenden Mauern und den fallenden Dächern in Sicherheit bringen konnten, verloren ihr Leben. Doch das war erst die Vorhut der weit schlimmeren Ereignisse, die noch folgen sollten.

Um 15 Uhr 05 des folgenden Tages erzitterte die Erde erneut. Wohnhäuser, Geschäftsblöcke und Theater stürzten in den Städten *Concepción*, *Valdivia*, *Puerto Montt* und *Temuco* zusammen. Neun Minuten später wurde das langgestreckte Land durch eines der stärksten Erdbeben der modernen Geschichte von der Pazifikküste bis zu den Andengipfeln an seiner Ostgrenze erschüttert. Das Beben erreichte eine *Intensität von 9,2* auf der Richterskala — den höchsten Wert, der je von den modernen Seismographen registriert worden ist. Dieses Beben wühlte bis in die tiefsten Eingeweide der Erde. Landlawinen stürzten über die Hänge der Anden, begruben Straßen und Bahnlinien unter sich und stauten Flüsse auf, welche schutzlose Dörfer überfluteten. In den Golfen von *Ancud* und *Corcovado* versanken ganze Inseln für immer

im Ozean. Neue Inseln stiegen aus den Fluten. Vulkane, die seit Jahrhunderten als erloschen galten, spien wieder Lava. Auf einer Länge von 800 Kilometern wurde die Küste von einer *Sturzflut* überflutet, die ganze Fischerdörfer samt ihren Bewohnern ins Meer sog. Zu Dutzenden kenterten Schiffe und Boote.

Kurz vor dem Ausbruch dieses schlimmsten Erdbebens ging der Universitätsstudent Miguel Letelier mit seinen Eltern über die Plaza von *Valdivia*. «Alle Leute stürzten oder wurden regelrecht zu Boden geschmettert», erzählte er später. «Während mindestens fünf Minuten konnte sich niemand erheben. Dann stieg der Fluss, kam immer höher und höher, bis er die ganze Unterstadt überflutet hatte. Diese Nacht und die folgende waren ein einziger, endloser Albtraum. Die Erde bebt alle zwei Minuten. Es gab keine Elektrizität, die Stadt war in völliges Dunkel gehüllt. Jedermann versuchte, auf den Strassen und in den Pärken zu schlafen.» Letelier erzählt, wie die Hotels und Restaurants ihre Vorräte verteilten. «Nach dem ersten Tag war der *Mangel an Nahrungsmitteln* zum Verzweifeln. Ich habe selbst gesehen, wie zwei Männer um ein Stück Brot mit Messern gegeneinander losgingen.»

In *Puerto Montt*, einem schmucken Touristenzentrum in der berühmten Region der südchilenischen Seen, stürzten Tausende von Einwohnern schreiend auf die Strasse, als ihre Häuser am frühen Sonntagnachmittag zu beben begannen. «Wir waren noch völlig gelähmt vor Schrecken, als das grosse Beben kam», berichtet Gregorio Nieto. «Es war wie der *Weltuntergang*. Die Leute stürzten auf die Strasse und konnten sich nicht mehr erheben. Wenn sie es versuchten, fielen sie wieder hin. Man konnte nichts tun — ausser auf Gott vertrauen.» Ein Tourist erzählte, *Puerto Montt* sei «in tausend Stücke zerrissen» worden.

Wie das Donnerrollen nach einem Gewitter zogen *Hunderte von Nachbeben* durch das Katastrophengebiet. Die meisten von ihnen waren kleinere Erdstöße, aber zwölf überschritten die Intensität sechs auf der Richterskala und mussten als heftige Erdbeben registriert werden. Zurzeit, da dieser Bericht geschrieben wird, ist die Katastrophe von Chile zwar am Abklingen, aber ihr Ende hat sie noch nicht gefunden. Ganze Städte wie *Valdivia* müssen geräumt werden, um der *Gefahr von riesigen Ueberschwemmungen* durch die von Erdrutschszenen aufgestauten Seen zu entgehen.

*

*Für die Hilfe an die Erdbebenopfer hat das Chilenische Rote Kreuz das ganze Erdbebengebiet in zwei Zonen mit je einem Hauptquartier in *Puerto Montt* und *Valdivia* eingeteilt. In jedem der beiden Hauptquartiere steht dem Chilenischen Roten*

Kreuz ein Delegierter der Liga der Rotkreuzgesellschaften mit Rat und Tat zur Seite, während der Chefdelegierte der Liga in Santiago die ausländische Rotkreuzhilfe entgegennimmt und sie ins Katastrophengebiet weiterleitet.